

Alle sind Priester, manche sind Pfarrer!?
Luthers Traum und die Realität 500 Jahre danach

Alexander Deeg¹

Wittenberg, 30. Oktober 2021, 10 Uhr

Ganz herzlichen Dank für die Einladung nach Wittenberg – und für die Freude und Ehre an einem solchen Ort mit Ihnen nachdenken zu dürfen über ein Thema, dem doch eine gewisse Ambivalenz eignet. Es ist ein Dauerthema evangelischer Selbstreflexion: Wie halten wir's denn nun mit dem allgemeinen Priestertum aller Getauften? Ist es eine der am meisten genutzten und stolz vor uns hergetragenen evangelischen Pathosformeln, die sich wunderbar zur Verschleierung einer völlig anderen kirchlichen Realität eignen?

Oder ist es mehr, Strukturprinzip unserer Kirchen, Leitbild unserer Ordnungen und Phänomen, dem wir in der Praxis landauf landab begegnen?

Sprechen wir zurecht mit ein wenig Stolz vom Priestertum aller – oder müssten wir schamrot werden, wenn wir unsere durch und durch pfarrzentrierten Kirchen als gelebte Orte des Priestertums aller Getauften apostrophieren?

Es mag sein, dass Sie sich in all diesen Ambivalenzen schon längst eine Meinung gebildet haben – und dass sie zur Frage nach Pfarramt und allgemeinem Priestertum schon viel mehr gelesen und gedacht haben als ich. Dann freue ich mich umso mehr auf das Gespräch im Anschluss an diesen Vortrag.

Ich bin kein Historiker – und werde auch gar nicht erst so tun, als könnte ich historische Entwicklungen minutiös nachzeichnen. Ich bin auch kein Kirchenrechtler – und kann über die verschiedenen Ordnungen unserer Kirchen und ihre jeweiligen Gesetzgebungen nicht kompetent Auskunft geben.

Ich bin Praktischer Theologe, selbst Pfarrer (ein bayerischer, der jetzt in Sachsen lebt) – und von daher jemand, der aus eigener Betroffenheit über das Thema spricht – und der andererseits Studierende ausbildet, damit sie Pfarrerrinnen und Pfarrer werden. Auf diesem Hintergrund blicke ich auf Phänomene, versuche das eine oder andere einzuordnen – und bin tatsächlich der Meinung, dass wir viel zu oft und viel zu schnell und viel zu stolz vom allgemeinen Priestertum reden – und eher zu selten bedenken, was das bedeuten könnte: für das Pfarramt und für unsere gemeindliche Praxis.

Und ganz schlimm wäre es, wenn wir vom allgemeinen Priestertum nun – in Zeiten absehbarer massiver finanzieller Einbrüche – vor allem aus strategischen Gründen reden würden: Wir brauchen die Ehrenamtlichen, weil uns unser kirchlicher Betrieb sonst ziemlich schnell ziemlich brutal zusammenbrechen würde – also loben wir sie mal und sprechen vom Priestertum aller. Nein, lassen sie uns grundlegender herangehen.

Ich will zeigen, dass und wie ein Pfarrer/eine Pfarrerin einen nicht nur *paradoxen*, sondern immer auch *närrischen* Beruf ausübt – und genau dies dem evangelischen Pfarramt grundlegend entspricht. Und ich will Sie teilhaben lassen an einer auch für mich offenen Suchbewegung und einer Grundfrage, die mich seit Jahren umtreibt: Wie schaffen wir es endlich, dass die Rede vom *Priestertum aller Getauften* keine leere evangelische Pathosformel ist, sondern gelebte und erfahrbare kirchliche Realität?

¹ Einige der hier vorgetragenen Überlegungen gehen zurück auf einen Vortrag beim Bayerischen Pfarrverein am 25.4.2016 in Rothenburg ob der Tauber.

1. Alle sind Priester und manche sind Pfarrer oder: Pastorale Paradoxien

1.1 Eine reformatorische Grundidee: befreiend und logisch

Alle sind Priester, und manche sind Pfarrer.

Dieser Satz mag merkwürdig und hoffentlich sogar ein wenig provozierend klingen. In Gemeinden oder Schulen könnte er für einige Aufmerksamkeit sorgen; unter uns heute wahrscheinlich weit weniger. Da ist wohl allen klar: Wenn eine evangelische Gemeinde Gottesdienst feiert und ein Pfarrer/eine Pfarrerin vorne steht, dann sitzen in den Bänken (jedenfalls zum allergrößten Teil) *Priesterinnen und Priester* (naja, ich weiß schon: gerade hier im Osten Deutschlands, aber nicht nur da, sitzen auch gar nicht so wenige Ungetaufte; aber diesen sollten wir definitiv mit nicht weniger Respekt begegnen als den getauften Priesterinnen und Priestern).

Martin Luther schrieb: „Alle Christen sind wahrhaft geistlichen Standes, und ist zwischen ihnen kein Unterschied als allein des Amts halber. [...] Demnach also werden wir allesamt durch die Taufe zu Priestern geweiht.“²

Die Reformation vor 500 Jahren bedeutete einen Sturz der Autoritäten, der immer wieder, herausragend aber im Kontext der Leipziger Disputation 1519 sichtbar wird. In der Disputation mit Eck wurde vor allem die epistemologische Frage diskutiert: Welche Argumente zählen im theologischen Diskurs? Für Johannes Eck war die Frage klar: Die Kirche und ihre Hierarchie (Papst und Konzilien) haben die Autorität und sind die Autorität. Martin Luther setzte dagegen die Autorität der „Heiligen Schrift“ und dekonstruierte so die päpstlichen und konziliaren Autoritätsansprüche. Freilich aber beanspruchte auch die römische Kirche die Heilige Schrift für sich – und zwar so, wie sie sich in der Auslegung der Kirche zeigte. Demgegenüber setzte Luther seine eigenen Erkenntnisse im Ringen mit der Bibel, die er allein im Kloster, im Dialog mit Studierenden, auf der Kanzel in der Stadtkirche, bei Wittenbergisch Bier und im Verfassen von Texten errungen hatte. Vorgegebene kirchliche Autorität verliert ihre Bedeutung. Über das Medium der Bibel ist jede und jeder unmittelbar zu der entscheidenden und einzigen (*sola scriptura!*) Quelle kirchlicher und theologischer Erkenntnis.

Ein Jahr später (1520) verfasste Luther seine Adelschrift und schreibt:

„Alle Christen sind wahrhaft geistlichen Standes, und es ist zwischen ihnen kein Unterschied als allein des Amts halber [...]. Demnach also werden wir allesamt durch die Taufe zu Priestern geweiht. [...] was aus der Taufe gekrochen ist, das kann sich rühmen, daß es schon zum Priester, Bischof und Papst geweiht sei, obwohl es nicht jedem ziemt, solches Amt auszuüben.“³

Alle sind Priester – aber warum eigentlich sind manche Pfarrer?

Dies ist und bleibt die pastoraltheologische Grundfrage der Reformation. Und jede Generation, ja, jeder Pfarrer/jede Pfarrerin muss darauf in ihrem/seinem Leben eine Antwort finden. Die Logik der Reformatoren an dieser Stelle war freilich recht einfach: Es gibt Pfarrer, weil nur dann *alle* Priester sein können, wenn es diejenigen gibt, die dem Chaos wehren, das entstünde, wenn alle wirklich gleichzeitig und öffentlich als Priester wirken wollten.

² WA 6,407, 13ff.22f., hier zitiert nach: Martin Luther, *Ausgewählte Schriften*, Bd. 1, hg. v. Karin Bornkamm und Gerhard Ebeling, Frankfurt/M. 1982, 155.

³ WA 6,407, 13ff.22f.; 408, 11f., hier zitiert nach Martin Luther, *Ausgewählte Schriften*, aaO., 155.156f.

Aber das ist nur der formale Aspekt. Wichtiger ist der inhaltliche: Die Pfarrer braucht es, weil es *das Wort* braucht, damit Menschen Priester sein und als Priester leben können: das *äußere Wort*, das niemand sich selbst sagen kann (paradoxe Weise natürlich auch die Pfarrer sich nicht selbst sagen können, weswegen auch evangelische Pfarrer, um Priester sein und bleiben zu können, auf diejenigen angewiesen sind, die ihnen zum „Pfarrer“, zum Repräsentanten und Kommunikator des äußeren Wortes werden!). Pfarrer (und Pfarrerinnen) sind dafür da, das *verbum externum* zu sagen, das Wort, das Menschen herausholt aus ihren Selbstdeutungszirkeln, das ihre Füße auf weiten Raum stellt und sie aus Sündern immer neu zu Gotteskindern macht. „Dir sind deine Sünden vergeben!“ „Christi Leib – für dich!“ „Der Herr segne dich und behüte dich ...“ Pfarrer sind, in der Logik der Reformation⁴ das *institutionalisierte verbum externum* – nicht mehr, nicht weniger. Weil es *dieses Wort* braucht, braucht es Pfarrer. Nur deshalb. Nicht, weil diese so besonders gut Kindergärten verwalten, Bauprojekte beaufsichtigen oder in die Höhen (oder besser Tiefen) der kirchlichen EDV einsteigen könnten. Wobei hier einem Missverständnis zu wehren ist: Auch Pfarrer:innen *haben* dieses Wort, das befreiende äußere Wort, nicht einfach. Sie ‚verwalten‘ es auch nicht, wie Menschen in Behörden etwas verwalten. Sie leben ein Leben der Suche nach diesem Wort, der Erwartung dieses Wortes – und ihnen sind Handlungen, Praktiken anvertraut, auf denen die Gewissheit liegt, dass in, mit und durch sie dieses Wort hörbar wird, schmeckbar, sichtbar: Taufe und Abendmahl.

1.2 Eine reformatorische Grundidee und ihre (nicht nur) liturgischen Aporien

Alle sind Priester – und manche sind Pfarrer. So weit – so logisch! Und auch so gut gedacht, wie ich finde! Die Existenz von Pfarrern und das allgemeine Priestertum hängen unmittelbar zusammen, bedingen einander und bringen einander wechselseitig hervor. – Der Gottesdienst ist m.E. ein gutes Feld, auf dem deutlich werden kann, was das genau bedeutet, wo aber auch die Schwierigkeiten beginnen.

Die Reformation träumte den Traum von einem Gottesdienst, der *zwei aktive Subjekte* kennt: Gott und die Gemeinde! Nur diese beiden! Die seit dem 19. Jahrhundert „Torgauer Formel“ genannte Sentenz Martin Luthers aus seiner Torgauer Kirchweihpredigt vom 5.10.1544 bringt dieses Geschehen auf den Punkt.⁵ Nichts anderes, meinte Luther, solle in diesem neu entstandenen Torgauer Kirchengebäude geschehen, als dass „[...] unser lieber Herr selbs mit uns rede durch sein heiliges Wort und wir widerumb mit jm reden durch Gebet und Lobgesang.“⁶ Nur die beiden sind aktiv: Gott, der das erste Wort hat, und ‚wir‘ (die Gemeinde), die auf dieses Wort antwortet durch „Gebet und Lobgesang“. Gottesdienst ist Gott-menschlicher Wortwechsel. Aber das klingt für neuzeitliche Ohren zu individualistisch: Gottesdienst ist Gott-gemeindlicher Wortwechsel.

Schön und gut. Aber da sind doch auch die Pfarrer! Richtig, sagt Luther. Und wird in der Torgauer Predigt am 17. Sonntag nach Trinitatis 1544, aus der dieser Satz stammt, nicht müde, die Rolle des Pfarrers gegenüber der Bedeutung der Gemeinde zu relativieren. „[...] wir sind alle Priester“, sagt Luther 1Petr 2 aufnehmend gleich zu Beginn dieser Predigt.⁷ Und von sich als Prediger meint er: „[...] das[s] ich ein Prediger bin, dazu hat mir Gott die gnad gegeben, aber daneben befohlen, das[s] ich mit solcher gabe mich nicht überheben sol, | sondern herunter faren und jederman dienen zu seinem heil [...].“⁸

Damit macht Luther in seiner eigenen (späten: 1544!) Predigt zur Torgauer Kirchweihe wahr, was er schon früh *in liturgicis* fordert: „Dass eine christliche Versammlung oder Gemeinde Recht und Macht habe, alle

⁴ Vgl. nur die bekannten und in diesem Zusammenhang immer wieder zitierten Artikel V, VII und XIV der CA.

⁵ Vgl. zur katholischen Rezeption der Torgauer Formel auch SC 33.

⁶ WA 49,588, 15–18.

⁷ WA 49,590.

⁸ WA 49,606f.

Lehre zu urteilen und Lehrer zu berufen, ein- und abzusetzen. Grund und Ursache aus der Schrift“ (1523).⁹ Diese kleine Schrift mit dem barocken Titel ist nichts anderes als der Versuch, die Frage nach der *Autorität* in der Kirche neu zu regeln und das konkret weiterzuführen, was er 1519 epistemologisch erkannt und 1520 als Priestertum der Getauften formuliert hatte. Luthers Gedanke: Durch die Verkündigung des Evangeliums wird Christus selbst gegenwärtig. Nur die Gemeinde aber kann erkennen (das ist Rezeptionsästhetik avant la lettre!), ob wirklich das Evangelium verkündigt wird – und hat daher Recht und Macht, „über die Lehre zu urteilen“.¹⁰

Der Traum der Reformation: Gottesdienst als Gott-gemeindliche Sprachgemeinschaft, als Wechselrede dieser *beiden* aktiven Subjekte. Und ein Pfarrer, der sich nur einordnet in die erste Person Plural der Gemeinde – ein ‚Amtmann‘ und ‚Amtsträger‘, aber nun gerade nicht im hierarchischen Sinn, sondern im *liturgischen*: als der, der einen Dienst für andere tut (durch Wort und Sakrament).

Der Traum der Reformation – so schön er klingen mag, faktisch durchzuhalten und zu gestalten war er nicht!¹¹ Das zeigt sich m.E. besonders an der Rolle, die bald die *Predigt* im evangelischen Gottesdienst gewann. So sehr Luther – etwa in seiner Torgauer Predigt – rhetorisch versucht, den Prediger in die Gemeinde einzuordnen, so sehr die Reformatoren das Predigtamt *funktional* bestimmen und auf das Gott-gemeindliche Kommunikationsgeschehen beziehen, so wenig waren diese Versuche von Erfolg gekrönt. Im Gegenteil entwickelte sich der Prediger in dem Maße zur eigentlichen liturgischen Autorität und zum problematisch hierarchischen Gegenüber der Gemeinde, wie die Predigt das unbestreitbare Zentrum des gottesdienstlichen Geschehens einnahm.

Die traditionale bzw. institutionelle Autorität trat in der Reformationszeit tatsächlich zurück (auch im Blick auf den Gottesdienst), die personale Autorität (des Predigers/des Pfarrers) wurde dafür umso wichtiger.¹² Ausgerechnet die *Gemeinde*, um deren *participatio actuosa* es Luther so deutlich gegangen war, tritt in den Hintergrund und wird in der Entwicklung des evangelischen Gottesdienstes nach und nach auf ihre primäre Rolle als Rezipientin der Predigt zurückgedrängt. Von dem Subjekt, das – nach Luther – die liturgische Autorität tragen soll, ist dann nicht mehr viel wahrzunehmen. Die Gemeinde sitzt vielmehr arretiert auf ihren Plätzen in den Kirchenbänken (die übrigens erst in der Zeit der Reformation flächendeckend eingeführt wurden) und hoch über oder weit vor ihr ist der Pfarrer auf der Kanzel oder am Altar der entscheidende liturgische Handlungsträger. Die reformatorische Kritik am Priesterbild der römischen Kirche lässt sich nun auch gegen die evangelischen Pfarrer ins Spiel bringen. Und dass da – in den Reihen – die *Priester* sitzen und vorne nur ein *Diener* steht, wird zunehmend unsichtbar.

Die Predigtfokussierung (und mit ihr die pädagogische Konzentration des Gottesdienstes) ist eines der Probleme, das im 16. Jahrhundert bereits sichtbar wird und das das allgemeine Priestertum in den Hintergrund zu drängend droht. Das ist – so würde ich sagen – ein gemeinreformatorisches Problem.

Das zweite Problem – und dies ist ein spezifisch lutherisches – ist die Einführung der Zentralordination, hier in Wittenberg im Jahr 1535. Seit diesem Jahr verwendet Luther den Begriff *ordinatio* ausschließlich für einen Akt, in dem die Kandidaten für das Pfarramt einmalig (also: nicht bei jeder Einsetzung in einen neuen Dienst wiederholbar) ordiniert werden. So nämlich hatte Luther das vorher verstanden – und mit dem

⁹ WA 11, 408–416; hier zitiert nach: Martin Luther, *Ausgewählte Schriften*, Bd. 5, hg. v. Karin Bornkamm und Gerhard Ebeling, Frankfurt/M. 1990, 7–18.

¹⁰ AaO., 9.

¹¹ Schon Luther wusste und merkte, dass es damit nicht so einfach ist. Als er 1526 seine „Deutsche Messe“ als seine erste deutschsprachige Messe vorlegte, träumte er in seiner berühmten „Vorrede“ von drei Gestalten des evangelischen Gottesdienstes. Die dritte Gestalt war dabei ein von jeder Ordnung weit entfernter ‚freier‘ Gottesdienst, den Schleiermacher als Fest des Glaubens in der unmittelbaren Zirkulation des Evangeliums bezeichnet hätte. Allein mir fehlen die Leute, sagte Luther dazu. Kurz: die Priester, die wissen, dass sie das sind und so leben.

¹² Vgl. generell zur Unterscheidung institutioneller und personaler Autorität Eberhard Amelung, *Art. Autorität. III Ethisch*, in TRE 5 (1980), 36–40.

Begriff *ordinatio* etwas bezeichnet, was wir heute *introductio* oder *Einführung* nennen: ein Geschehen in der Gemeinde, durch das die Gemeinde ihren neuen Pfarrer in seinen Dienst einführt. Verantwortlich für die Verschiebung im Jahr 1535 war eine Anordnung des Kurfürsten, der die rechtliche Stellung der Pfarrer stärken wollte (womit er ihren eigenen Anliegen durchaus entgegen kam!). Bugenhagen übrigens wandte sich entschieden gegen diese Zentralordination und drängte darauf, dass die Handlung der Ordination bei jedem Stellenwechsel neu vollzogen werden sollte. Er konnte sich damit aber nicht wirklich durchsetzen – und als er dann 1537 nach Dänemark ging, führte Luther die Trennung von Ordination und Einführung durch.¹³

1.3 Eine reformatorische Grundidee – und gegenwärtige Problemanzeigen

Alle sind Priester – und manche sind Pfarrer. Vielleicht ist das damit Gesagte die am häufigsten behauptete und am wenigsten realisierte Idee in 500 Jahren Protestantismus. Und das ist zunächst gar nicht die Schuld von irgendjemandem (etwa von böswilligen Pastoren, die ihre Gemeinden kleinhalten und sich selbst in die unangefochtene Spitzenposition katapultieren wollen, oder von unwilligen Gemeindegliedern, die kirchliche Angebote lieber als Servicedienstleistungen einer Organisation konsumieren möchten, anstatt selbst aktiv zu Priesterinnen und Priestern zu werden); es ist vielmehr ein Zusammenhang, aus dem sich nur überaus schwer entkommen lässt und den Sie alle aus eigener Erfahrung in Ihren Gemeinden oder sonstigen Dienstzusammenhängen kennen. Dazu nur einige aktuelle Beobachtungen:

- In Dänemark hat Marianne Gaarden eine empirische Studie zum lutherischen Gottesdienst durchgeführt, für die sie Gruppengespräche nach erlebten Gottesdiensten führte.¹⁴ Diese sollten zunächst ganz offen mit Eindrücken aus dem Gottesdienst beginnen. Das erste, worüber die Gruppen der Menschen, die gerade einen Gottesdienst gefeiert hatten, ins Gespräch kamen, waren die Liturgin/der Liturg, in aller Regel also der Pfarrer/die Pfarrerin, die Person und wie sie wirkte, die erlebte oder vermisste „Authentizität“. Danach ging es um die Predigt (wieder also um das, was genau diese Person verantwortet hat!) – und erst dann kam Weiteres zur Sprache.

Gleichzeitig zeigte die Studie, dass es – grob gesagt – drei Typen von Hörer:innen gibt: kritische, assoziative und kontemplative Hörer:innen. Hören die ersten sehr genau zu und können nach der Predigt noch ziemlich genau darstellen, worum es in der Predigt ging, wie deren Struktur war und mit welchen Inhalten sie mehr oder weniger einverstanden waren, bleiben die assoziativen bei einzelnen Bildern, Sätzen oder Gedanken hängen (und bauen häufig sehr eigenständig ihre eigenen Predigten auf dieser Grundlage). Die kontemplativen Hörer:innen hören gar nicht so genau hin, sind aber meist mit den Predigten einverstanden. Die Zeit der Predigt gewährt eine ‚freie‘ Zeit – und die Predigt wird als ‚angenehmes Geräusch‘ empfunden. Diese Hinweise immerhin könnten ein Signal dafür sein, dass es sich unbedingt lohnt, in Luthers Spur weiterzudenken und die Gemeinde als die Größe, die „alle Predigt beurteilt“ wahrzunehmen.

¹³ Vgl. zu alledem Klaus-Peter Jörns, Das ‚ordinierte Amt‘ als Problem des Gemeindeaufbaus. Für eine Zeit amtlichen Schweigens am Dienstbeginn, in: PTh 75 (1986), 35–50, 37f.

¹⁴ Vgl. Marianne Gaarden, Den emergente prædiken: en kvalitativ undersøgelse af mødet mellem prædikantens ord og den situerede kirkegænger i gudstjenesten, Aarhus 2014; vgl. dies., The Living Voice of the Gospel needs a Preacher, in: Jan Hermelink/Alexander Deeg (Hg.), Viva Vox Evangelii. Reforming Preaching, Studia Homiletica 9, Leipzig 2013, 181–192.

- Auch die fünfte Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung bestätigt erneut die Zentralstellung des Pfarrers/der Pfarrerin in der öffentlichen Wahrnehmung von Kirche und Gemeinde. Das zeigt sich z.B. in der nach wie vor gegebenen Zentralität der Predigt. 93,2% (ein Wert, der noch nie in einer KMU so hoch war!) sagen, ein Gottesdienst solle vor allem eine gute Predigt enthalten.¹⁵ Das zeigt sich aber auch in der zum ersten Mal durchgeführten Netzwerkanalyse. Pfarrerinnen und Pfarrer sind die Zentralstellen im Netzwerk der Gemeinde, stehen dort, wo sich die ‚dicken Knoten‘ gemeindlichen Netzwerks befinden.¹⁶ Gleichzeitig sind Pfarrerinnen und Pfarrer die zentralen Ansprechpartnerinnen und -partner – gerade für die distanzierteren Gemeindeglieder. Je näher sich Menschen an Schnittstellen gemeindlicher Kommunikation befinden, desto stärker kommen auch andere Mitarbeitende in den Blick; je weiter distanziert sie von diesen kommunikativen Zentren sind, umso wichtiger wird der Pfarrer/die Pfarrerin.

Die Zentralstellung zeigt sich sogar bei einer Frage, die inzwischen etwa im „Deutschen Pfarrerblatt“ eine Diskussion ausgelöst hat. „Fällt Ihnen eine Person ein, die Sie mit der evangelischen Kirche in Verbindung bringen“, so wurden die Teilnehmenden an der Untersuchung gefragt. Klar, dass bei dieser Frage nach *einer* Person, Jesus und Gott eine Rolle spielen (etwas dramatisch ist es freilich, dass diese beiden deutlich schlechter abschneiden als Luther, der aber der unangefochtene Held der Umfrage ist). Daneben gibt es dann ein paar Eliteprotestanten, die genannt werden. Aber deutlich mehr Menschen erwähnen *namentlich* einen Pfarrer oder einen Mitarbeiter der Gemeinde bzw. tun dies allgemein.¹⁷

2/K2 Personen (in) der evangelischen Kirche (in Prozent)			
Fällt Ihnen eine Person ein, die Sie mit der evangelischen Kirche in Verbindung bringen?			
	EV N=2016	Ausgetretene N=603	KL N=408
Jesus und Gott	10,6	10,7	12,1
Luther	26,1	24,3	17,5
Käßmann, Gauck usw.	10,9	20,3	18,1
Pfarrer und kirchliche Mitarbeitende allgemein	8,4	8,9	7,9
namentlich genannte Pfarrer und kirchliche Mitarbeitende	21,2	2,3	1,5
Personen aus Bibel und Kirchengeschichte	3,7	6,1	3,0
sonstige	8,6	5,1	2,8
niemand	10,4	22,4	37,2

Und wie ist es mit der digitalen Transformation und mit dem, was wir in Zeiten von Corona erlebt haben? Ich zeige Ambivalenzen an:

- Ja, im Internet und in sozialen Medien haben viele die Chance, sich selbst zu äußern, die Chance, zu predigen (in welcher Form und welcher Kürze oder Länge auch immer), die Chance, vielfältig zu verkündigen. Und viele tun das auch und gewinnen an Einfluss. Es bleibt aber die Beobachtung,

¹⁵ Heinrich Bedford-Strohm/Volker Jung (Hg.), Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung. Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2015, 480.

¹⁶ Vgl. aaO., 387f.

¹⁷ Vgl. hierzu auch Herbert Dieckmann, „KMU-Schock“ für alle „Gemeinde-Verächter“. Selbst die Großstadt-Kirche ist noch gemeinde- und pastorenorientiert, in: DtPfrBl 116, H. 3, 163–165.

dass die bedeutendsten evangelischen religiösen Influencer:innen (die man dann ja gerne Sinnfluencer:innen) nennt, eben doch Pfarrer:innen sind – jedenfalls meiner Wahrnehmung nach. Und dass diese sich auf durchaus interessante Weise inszenieren. Irgendwie schon ‚cooler‘ als die Pfarrergeneration vor ihnen; aber eben doch auch deutlich ‚pastoral‘ und so auch erkennbar. In Schweden designt Maria Sjödin casual priest-Kleidung.



Und bei uns ist es doch mindestens auffällig, wie viele der geistlichen Sinnfluencer:innen mit ihren Talaren und sichtbaren Zeichen des Amtes umgehen.





Ist das nun Zeichen für eine Relativierung des Amtes – oder gerade im Gegenteil: für eine neue Steigerung des Amtsbewusstseins?

- Und es gilt auch: In der Corona-Pandemie gab es – gerade durch die digitalen Gottesdienstformate (aber nicht nur durch diese) einen Schub ehrenamtlicher Aktivität: Menschen mit unterschiedlichen Talenten wurden gebraucht; Menschen wagten sich vor die Kamera, die niemals in einem physisch-kopräsenten Gottesdienst das Wort ergriffen hätten. Ja, das alles gilt. Aber andererseits war die Zeit doch auch eine Zeit des deutlich und gerade besonders intensiv inszenierten Pfarramts. Gar nicht so wenige Formate zeigten vor allem Pfarrerinnen und Pfarrer, reduzierten den Gottesdienst auf deren Worte der Verkündigung.



1.4 Eine reformatorische Grundidee – und vier Faktoren, die es ihr nicht leicht machen

Alle sind Priester, manche sind Pfarrer. So korrekt dieser Satz in theologischer Perspektive sein mag, so wenig entspricht er doch der Realität in evangelischen Gemeinden und Kirchen gegenwärtig. Die Faktoren, die zur Zentralstellung des Pfarramts führen und dazu, dass es das allgemeine Priestertum nicht leicht hat, sind vielfältig. Nur vier seien kurz benannt:

(1) Niklas Luhmann hat die Entwicklung neuzeitlicher Gesellschaften als eine Entwicklung der funktionalen Differenzierung beschrieben, die genau darauf hinausläuft, dass die „Gate-Keepers“ in den einzelnen Funktionsbereichen in besonderer Weise aufgewertet werden. Isolde Karle hat auf dieser Grundlage ihre pastoraltheologische Professionstheorie entwickelt.¹⁸

(2) Eine weitere neuzeitliche, vor allem aber seit dem 19. Jahrhundert beobachtbare Entwicklung hat Richard Sennett beobachtet: die generelle Zurückdrängung öffentlicher Rollen. Immer mehr wurde das Persönliche wichtig und das Private nach außen gekehrt (auf die Straße getragen). Kurz gesagt: Ich bin nicht mehr etwas, weil ich „Pfarrer“ bin (und diese öffentliche Rolle begleite), sondern weil ich ein *netter, freundlicher, intelligenter* Mensch – und als solcher eben *auch* Pfarrer bin. Sennett erkannte übrigens die Problematik dieser Entwicklung sehr deutlich und sprach von der „Tyrannei der Intimität“: Wenn zunehmend die Person all das tragen muss, was früher einmal das „Amt“ tragen konnte (vgl. Volker Drehsen¹⁹), dann ist das eine totale und daher tyrannische und tyrannisierende Forderung.²⁰

(3) In den vergangenen Jahrzehnten veränderten sich die medialen Wahrnehmungsstrukturen. Es sind nicht nur die Inhalte entscheidend (das war freilich noch nie so!), aber zunehmend wird die Weise der ‚Präsentation‘ wichtig. Marshall McLuhan formulierte pointiert: „The medium is the message.“ Damit konzentriert sich auch öffentliche Kommunikation im Kontext der Religion auf die „Medien“ dieser Kommunikation – und als solche werden (wie wir gesehen haben) zentral die Pfarrerinnen und Pfarrer wahrgenommen.

(4) Insgesamt ist wohl auch ein Phänomen zu beobachten, das ich Partizipationsdilemma nennen würde. In vielen Gemeinden legen Pfarrer:innen großen Wert auf Partizipation der Gemeinde. Nicht selten findet sich dann ein Kreis von Engagierten, dem wesentliche Teile der Gemeindegemeinschaft zu verdanken sind. Für andere aber, Menschen, die nicht zu diesem Kreis gehören, ist es dann gar nicht so leicht, ebenfalls mitzuwirken. Kreise von Engagierten entwickeln Dynamiken der Exklusion – auch wenn sie das häufig gar nicht beabsichtigen. Anders formuliert: Die Partizipation von wenigen führt paradoxerweise zur Exklusion von anderen.

Die Tatsache, dass dann manche ihre Rolle als *Priester* explizit und sichtbar wahrnehmen, könnte im Extremfall dazu führen, dass andere noch viel weniger *Priester* sind als zuvor.

2. Die Zentralfigur oder: wechselseitige Verstärkungen und Verschärfungen eines Problems

Bisher habe ich die Problematik im Wechselspiel von Pfarramt und allgemeinem Priestertum der Getauften als eine *paradoxe* Grundspannung beschrieben, die evangelischem Kirchenverständnis seit 500 Jahren eingeschrieben ist. Nun kommt das Aber: Es ist nicht ganz so, dass Pfarrer:innen ganz unschuldig wären an

¹⁸ Vgl. Isolde Karle, Der Pfarrberuf als Profession. Eine Berufstheorie im Kontext der modernen Gesellschaft, PThK 3, Gütersloh 2001.

¹⁹ Vgl. Volker Drehsen, Vom Amt zur Person. Wandlungen in der Amtsstruktur der protestantischen Volkskirche. Eine Standortbestimmung des Pfarrberufs aus praktisch-theologischer Sicht, in: IJPT 2 (1998), 263–280.

²⁰ Vgl. Richard Sennett, Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität, übersetzt v. Reinhard Kaiser, Berlin 2008.

dieser nicht gerade großen Erfolgsgeschichte des „allgemeinen Priestertums“ (ob es übrigens tatsächlich einen großen Beitrag zur Entwicklung neuzeitlicher Demokratie leistete, wie während des Reformationsjubiläums vollmundig verkündet wurde, wage ich ebenfalls eher zu bezweifeln). Es gibt Probleme, die bei den Pfarrer:innen liegen. Denn klar ist doch auch: Die Rolle im Zentrum des Netzwerks, die von vielen wahrgenommene und von nicht wenigen geschätzte Zentralrolle im System der Gemeinde und darüber hinaus in bürgerschaftlichen Kontexten, ist nicht nur unangenehm. Gerade in Zeiten, in denen intensiv über die Frage pastoraler Identität diskutiert wird, tut es ja auch gut, als Pfarrer und Pfarrerin wichtig zu sein und gebraucht und geschätzt zu werden. Dies aber führt durchaus dazu, dass – vorsichtig gesagt – die evangelische Pfarrerschaft nicht immer alles unternimmt, um das Problem zu entschärfen und dem Priestertum aller entgegen zu arbeiten.

Erneut paradox formuliert ist derjenige, der seit einigen Jahren recht intensiv versucht, ein *evangelisches* Modell des geistlichen Amtes zu leben, der Bischof von Rom. Aber gleichzeitig zeigt Franziskus, wie ambivalent sich dies gestaltet. Da betritt er nach seiner Wahl den Balkon auf dem Petersplatz, sagt „Buona sera!“ und fordert die Umstehenden dann auf, für ihn zu beten. Er selbst, der nun ein Amt bekleidet, das Generationen das Amt des *pontifex maximus* genannt haben, kniet im Gebet nieder und vereinigt sich in seinem Gebet mit dem Gebet der anderen. Welcher Akt könnte *priesterlicher* sein, als der für andere vor Gott einzutreten im Gebet? Kurz: Mit dieser schlichten Aktion unmittelbar zu Beginn seines Episkopats als Bischof von Rom (wie er sich selbst bescheiden nennt!) macht er die anderen zu Priestern in der Fürbitte für ihn. Das ist ein wahrhaft evangelisches Amtsmodell! Aber: genau dies wird in den Medien wahrgenommen und entsprechend als herausragend bzw. beinahe sensationell ‚verkauft‘. Gerade die Geste der Bescheidenheit wird so paradoxerweise zu einem Aspekt, der die Besonderheit dieses Papstes betont. Dazu gehört auch die schöne Legende, er habe, als man ihm nach seiner Wahl die Mozetta, den Schulterumhang aus rotem Samt, umlegen wollte, unwirsch reagiert. Und auch die roten Schuhe, die ihm Guido Marini, der päpstliche Zeremonienmeister, reichte, wies er zurück und soll gesagt haben: „Das können Sie anziehen. Der Karneval ist vorbei.“²¹ In der Mediengesellschaft verbreitete sich nicht nur diese Geschichte rasend schnell, sondern wird gerade die ostentative Bescheidenheit dieses Papstes in seinem Kleidungsstil zu einem, diesen Papst in besonderer Weise heraushebenden Merkmal. Er wird zum Star, gerade weil er so bescheiden sein will!

Der medial wahrgenommenen Zentralität entgeht man nicht, indem man anders handelt. Das mindestens lehrt der Papst. Aber man schafft es, Zeichen zu setzen, die bei diesem Papst ja weit mehr als die Worte wahrgenommen werden und Haltungen und Einschätzungen verändern. Das gilt für seine demonstrativen Besuche bei den Flüchtlingen auf Lampedusa zu einer Zeit, als noch kaum jemand in Europa die Bedeutung der „Flüchtlingskrise“ ernsthaft wahrnahm. Das gilt für die Fußwaschungen von Angehörigen anderer Religionen, von Frauen, von Gefangenen, von Asylsuchenden oder etwa für seinen Besuch auf Lesbos im April 2015. In dem großen Interview mit „La Civiltà Cattolica“ vom August 2013 beschreibt Franziskus die prophetische Rolle der Kirche: „Prophet zu sein, bedeutet manchmal, laut zu sein – ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll. Die Prophetie macht Lärm, Krach – manche meinen ‚Zirkus‘. Aber in Wirklichkeit ist es ihr Charisma, Sauerteig zu sein [...]“²² Es ist die Chance der Zentralfigur, Zeichen zu setzen. Wenn Pfarrer:innen schon als Zentralfigur wahrgenommen werden (freilich: weit weniger als der Papst und Gott sei Dank nicht immer so medial verstärkt!), dann gilt es in besonderer Weise darauf zu achten, *welche* Zeichen sie setzen. Und zumindest dafür Sorge zu tragen, nicht so zu handeln, dass die Idee vom Priestertum aller

²¹ Hier zitiert nach <http://www.faz.net/aktuell/politik/die-wahl-des-papstes/der-vatikan-unter-papst-franziskus-der-karneval-ist-aus-12125804.html>, letzter Zugriff am 28.06.2016.

²² Zitiert nach http://www.stimmen-der-zeit.de/zeitschrift/online_exklusiv/details.html?k_beitrag=3906412, letzter Zugriff am 28.06.2016.

durch pastorales Agieren noch weiter in den Hintergrund tritt. Ich erwähne nur zwei dieser m.E. kontraproduktiven Zeichen:

(1) Wenn eine Ordination gefeiert oder eine Kollegin im Amt eingeführt wird, dann ist es Tradition und gute Sitte, dass dazu auch die anderen Amtskolleginnen und -kollegen eingeladen werden. Aber wer kam eigentlich auf die Idee, dass man dann am besten einen langen Zug in schwarzem Talar gehüllter Ordiniertes vor den Augen der Gemeinde vorführen sollte, für die Sonderplätze in einer ansonsten oftmals brechend vollen Kirche reserviert werden, obwohl die allermeisten der Herren und Damen im schwarzen Talar liturgisch keine Funktion in diesem Gottesdienst haben?

Der schwarze Talar wird hier zu dem, was er lutherischem Verständnis nach nicht sein sollte und nicht sein darf. Er wird zur *Amtstracht* anstatt ein funktional liturgisches Kleidungsstück zu sein! Natürlich: Symbole lassen sich unterschiedlich deuten. Was die einen als Symbol der Geborgenheit in der Gemeinschaft der Ordinierten interpretieren mögen, kann für die anderen – scharf formuliert – zum Symbol der Trennung im Leib Christi zwischen denen, die darin wichtiger sind, und denen, die eben auch noch dazugehören, werden. Freilich gibt es zwischen diesen beiden Polen auch noch eine Menge anderer möglicher Assoziationen und Interpretationen: Ist ja interessant, so mag jemand denken, wer bei uns im Dekanat/Kirchenkreis so alles Pfarrer und Pfarrerin ist! Schau’ mal an, mag ein anderer denken, es gibt ja wirklich immer mehr Pfarrerrinnen. Wie schön! Oder: Dem Pfarrer XY hat der Talar das letzte Mal aber auch noch besser gepasst. Hat ganz schön zugelegt! Oder: Wieso eigentlich tragen evangelische Pfarrer und Pfarrerrinnen immer noch dieses trübsinnig schwarze Kleid ...

Was wird *die Gemeinde* denken, wenn all die Schwarzen kommen und einziehen? Die so formulierte Frage zeigt freilich genau das Problem, denn sie macht den Unterschied zwischen „der Gemeinde“ und den Pfarrern gerade auf, um den es doch reformatorisch nicht gehen darf. *Alle sind Priester, manche sind Pfarrer.* Umgekehrte Zeichen müssten wir m.E. setzen. Wer liturgisch aktiv ist, zeigt dies durch den Talar und macht damit auch deutlich, dass es nicht um die eigene Individualität geht, sondern um den Auftrag, der mit der Ordination einhergeht. Diejenigen, die keine liturgische Funktion haben, müssten sich dann aber bewusst als Pfarrerrinnen und Pfarrer einreihen in die Gemeinde, in die Bänke, in denen die Mit-Priesterinnen und Mit-Priester sitzen. Würde dadurch die Verbundenheit der Ordinierten, die immer wieder als Argument angeführt wird, weniger sichtbar? Ich meine: nein – und endlich einmal würde erkennbar, wie wir Gemeinde und Kirche verstehen.²³

(2) Ein weiteres gegenläufiges Zeichen erwähne ich: das Brustkreuz als Amtskreuz ab einem bestimmten Status in der geistlichen Hierarchie und der kirchlich-beamtenrechtlichen Besoldung. Je wichtiger jemand ist und je mehr er oder sie in der Kirche verdient, desto größer, schwerer und teurer ist in der Regel das Kreuz, das er oder sie über dem Talar trägt. Eine merkwürdige Nutzung des Kreuzes – als eine Art innerkirchlich-hierarchisches Rangabzeichen.

Der Ursprung liegt in der Kirche des Mittelalters. Bischöfe begannen in der römischen Kirche ein Brustkreuz zu tragen – nicht als liturgisches Kleidungsstück, sondern als Amtszeichen. Auch wenn die Geschichte des Amtskreuzes nicht geschrieben ist, ist es m.E. evident, dass diese Kreuze im 16. Jahrhundert im evangelischen Bereich abgeschafft waren und nicht mehr getragen wurden. Den ersten Beleg für die Wiedereinführung habe ich im frühen 19. Jahrhundert gefunden. Friedrich-Wilhelm III. führte 1826 im

²³ Wenn dann der/die Dekan/in, Oberkirchenrat/rätin die mitten in der Gemeinde sitzenden Pfarrerrinnen und Pfarrer z.B. im Kontext der Begrüßung bittet, einmal kurz aufzustehen, würde die Gemeinschaft der Ordinierten und die Gemeinschaft *aller* Priester im Leib Christi sichtbar.

Zuge seiner Kirchenreformschritte erstmals im evangelischen Bereich auch einen Bischofstitel ein (konkret wurden einige General-Superintendenten mit dem Titel „Bischof“ ausgezeichnet). Das Ziel war, die evangelische Geistlichkeit gegenüber dem katholischen geistlichen Personal im Ansehen zu heben. Äußerlich wurde bestimmt, dass der bischöfliche Talar sowie die bischöfliche Kopfbedeckung aus schwerem seidenem Stoff bestehen sollten und dass der Bischof zusätzlich ein Brustkreuz aus Gold tragen sollte. Der Erfolg scheint eher gering gewesen zu sein, so dass nach den Ernennungen in den 1820er Jahren keine weiteren mehr erfolgten.²⁴

Das Kreuz, das Symbol radikaler Kenosis, als Rangabzeichen? M.E. ist das ein Irrweg, den wir dringend verlassen sollten – oder dadurch korrigieren, dass wir *allen* Getauften, allen Priesterinnen und Priestern unserer Kirche gleich bei der Taufe ein Umhängekreuz schenken, das dann aber auch nicht kleiner sein darf als das des Landesbischofs unserer Kirche.

Es mag scheinen, dass ich mich an Kleinigkeiten abarbeite (oder an dem Komplex des Universitätsangehörigen, der eben ‚leider‘ kein Amtskreuz besitzt). Aber als Liturgiker habe ich gelernt, dass es ‚Kleinigkeiten‘ gerade im Symbolkontext nicht gibt. Symbole werden wahrgenommen – manchmal weit mehr als Worte! Und es gilt daher zu fragen, wie sie gesetzt werden und was wir damit tun. In Zeiten einer gewissen Verunsicherung im Blick auf die pastorale Rolle und Identität ist es ja durchaus verständlich, dass Identitätssymbole eine Rolle spielen. Ein neuer Trend zu Kollarhemd und eindeutiger pastoraler Erkennbarkeit ist seit Jahren zu beobachten. Pastoraltheologisch geht dies etwa einher mit einer Wertschätzung der Pastoraltheologie von Manfred Josuttis, der Pfarrerinnen und Pfarrer als „[F]ühre[r] in die verborgene und [...] verbotene Zone des Heiligen“ bezeichnet.²⁵ Gerade bei Studierenden erlebe ich große Faszination für diesen Ansatz, der zwar in seiner Intention durchaus dem Priestertum aller entgegenarbeiten möchte, seine Faszination aber vor allem aus einer Beschreibung der Berufsrolle gewinnt, die das Gegenüber von Pfarrer und Gemeinde deutlich hervorhebt.

3. Vom Ort des Pfarrers/der Pfarrerin – eine Meditation mit Fra Angelico

Die gegebene und zugleich prekäre Zentralität des Geistlichen auch im evangelischen Kontext lässt sich nicht abstellen. Und sie steht nur dann einer Kirche des Priestertums aller Getauften nicht im Weg, wenn Pfarrer:innen immer wieder fragen, was es heute heißt, ein evangelischer Pfarrer, eine evangelische Pfarrerin zu sein. Damit komme ich nach den kritischen Beobachtungen zu meinem konstruktiven Teil und beginne mit einer kurzen Betrachtung eines Bildes.

Fra Angelicos Darstellung der „Annunciatio“, der „Verkündigung“ der Botschaft von der Geburt Jesu an Maria, entstand in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts im Dominikanerkloster San Marco in Florenz. Was vor allem auffällt ist das, was das Bild *nicht* zeigt. Vergleicht man Fra Angelicos Darstellung mit anderen etwa zeitgleichen Verkündigungsbildern, wird dies deutlich. Die „Verkündigung“ geschieht – und das Entscheidende bleibt ‚leer‘!²⁶

²⁴ Vgl. zu alledem Heinrich-Andreas Pröhle, Kirchliche Sitten. Ein Bild aus dem Leben evangelischer Gemeinen, Berlin 1858, 88. Friedrich Wilhelm III. wollte übrigens, dass am besten *alle* Geistlichen/Pfarrer ein goldenes Amtskreuz tragen sollten.

²⁵ Manfred Josuttis, Die Einführung in das Leben. Pastoraltheologie zwischen Phänomenologie und Spiritualität, Gütersloh 2006, 18.

²⁶ Im Folgenden: Süddeutscher Meister um 1500 und Fra Angelico.



Es ist, als würde Fra Angelico das Unnötige wegnehmen und gerade dadurch Raum schaffen für das Geschehen der *Verkündigung*. Für das, was nicht einfach gesagt werden kann und nicht schon längst einfach so da ist. Für das, was keine Kirche verwaltet, kein Pfarrer hat und austeilte, keine Pfarrerin verständlich macht und herunterbricht, damit es auch der letzte und die letzte verstehen können.

Fra Angelico hat einen Mönch mit ins Bild gemalt: Dominikus, den Heiligen und Ordensgründer (1170–1221).²⁷ Es ist auffällig, wo er steht: Fra Angelico hat ihn so weit an den Rand gemalt, wie es nur irgend malerisch möglich war. Hinter einer Säule steht er ehrfürchtig, aber aufmerksam, mit gesenktem Kopf und zum Gebet aneinander geführten Händen. Er ist einer, der das, was hier geschieht, auf keinen Fall stören will, der sich auch nicht einmischt in diese besondere Gott-menschliche Interaktion, vermittelt durch den Engel: „Sei begrüßt, du Begnadete, der Herr ist mit dir!“ (Lk 1,28).

Und doch ist er jemand, der sich in der Nähe aufhält, der nah dran ist an dem Ort der unmittelbaren Gottesrede im Mund des Engels. So wird ausgerechnet der Heilige Dominikus in der Darstellung Fra Angelicos für mich zu einer Figur, die ich als pastorale Identifikationsfigur vorschlage. Unsere Aufgabe könnte es sein, Menschen genau das zu ermöglichen, was dieses Bild erzählt: die Kommunikation mit dem Engel, dem Transzendenten, mit Gott selbst. Menschen dorthin zu führen, wo ihnen diese Wirklichkeit begegnet. Menschen so zu begleiten, dass sie dieses Wort hören – und dann: zurückzutreten hinter die Säule. Nicht wegzulaufen, aber sich auf keinen Fall in den Mittelpunkt zu schieben.

4. Nürrische pastorale Perspektiven

Das Pfarramt ist strukturell als paradoxes Amt zu beschreiben.²⁸ Zwei Kollegen, einer aus den USA und einer aus Südafrika, Charles Campbell und Johan Cilliers gehen hier sogar noch einen Schritt weiter. Wer sind wir als Pfarrfrauen und Pfarrer, so fragen sie. Ihre Antwort lautet: Wir sind *Narren*. „Preaching Fools“ heißt ihr Buch: „Predigende Narren“, „Narren, die predigen“ – aber auch: „Eine Predigt, die zum Narren hält“. Im Deutschen lautet der Titel „Was die Welt zum Narren hält. Predigt als Torheit“. Nicht, „was die Welt zusammenhält“, macht uns als Pfarrfrauen und Pfarrer aus, sondern das, „was die Welt zum Narren hält“. Das Leitmotiv des Buches lautet: „The gospel is foolishness. Preaching is folly. Preachers are fools.“²⁹ Die beiden Homiletiker machen Ernst mit dem Zusammenhang von Inhalt und Form: Die Botschaft von

²⁷ Vgl. Paul D. Hellmeier, *Dominikus begegnen (Zeugen des Glaubens)*, Augsburg 2007.

²⁸ Das haben viele erkannt. Etwa Karl Barth meinte: „*Glaubwürdig* werden wir nur durch das Wissen um unsere Unglaubwürdigkeit“ (Karl Barth, *Not und Verheißung der christlichen Verkündigung*, in: ders., *Vorträge und kleinere Arbeiten 1922–1925*, hg. v. Holger Finze, *Karl-Barth-Gesamtausgabe III*, Zürich 1990, 65–97, 93).

²⁹ Charles Campbell/Johan Cilliers, *Preaching Fools. The Gospel as a Rhetoric of Folly*, Waco (TX) 2012; dt. Übersetzung: *Was die Welt zum Narren hält. Predigt als Torheit*, übs. v. Dietrich Eichenberg, Leipzig 2015.

einem Gekreuzigten, der sich als stärker erweist als alle Mächte und Gewalten, ist ebenso närrisch wie die Vorstellung, in einer Welt der Waffen, der Gewalt und des Terrors, der mächtigen Unternehmen und globalisierten Finanzströme durch das Wort auf der Kanzel etwas verändern und bewegen zu können. Aber genau das ist das Geheimnis – und bereits Paulus verkündigt die Torheit des Wortes vom Kreuz (1Kor 1,18) und weiß daher, dass er ein „Narr um Christi willen“ (1Kor 4,11) ist.³⁰

Campbell und Cilliers beschreiben einen Habitus, den sie für das Leben als Prediger (und auch für das Christsein!) für grundlegend halten und der die Bindung an die Hoffnungs- und Befreiungsgeschichte der Bibel mit einer theologischen *und* politischen Existenz in der Gegenwart verbindet. Zur Charakterisierung dieser Existenz greifen sie vor allem auf das in der Ritualtheorie Victor Turners entwickelte Modell der „Liminalität“ zurück: Der predigende Narr lebt eine liminale Existenz, unterbricht seine Zuhörer in ihrem Alltag und führt auch sie durch seine Rede an die Grenze(n) zwischen der alten und der neuen Zeit, zwischen dem *nicht mehr* der alten Existenz und dem *noch nicht* der neuen,³¹ zwischen der eigenen Subjektivität und der durch Christus gebrochenen Identität: „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir“ (Gal 2,20). Es ist eine Perspektive, die auf den Weg führt und immer wieder zum Aufbruch.³²

Freilich: Wenn Paulus von sich als „Narren“ spricht, dann wäre es doch etwas kühn, daraus zu folgern, dass evangelische Pfarrerinnen und Pfarrer der Gegenwart das auch *sind*.³³ Aber ob wir/ob Pfarrer:innen nicht das Närrische pflegen und kultivieren, wertschätzen und ausbauen sollten!? Es ist ja in vieler Hinsicht ‚närrisch‘, was ein Pfarrer im Kernbereich seines Amtes tut: Er/sie sucht beständig nach Sprache für das, worüber man nicht reden kann; sie bewegt sich dauerhaft an der Grenze dessen, was verständigen Menschen noch einleuchtet, und dessen, was „höher ist als alle Vernunft“ (Phil 4,7); er praktiziert ritualisierte Handlungsformen, deren Funktionalität sich nicht in einem kausallogischen Zusammenhang ergründen lässt (er tauft und vertraut darauf, dass sich durch das Wasser der Taufe und den Glauben des Menschen die Existenz grundlegend verwandelt, er bezeichnet eine Oblate bzw. ein Stück Brot und einen Schluck Wein als Leib und Blut Christi ...); sie vertraut darauf, dass die Worte, Bilder und Geschichten der Bibel trotz ihres Alters und ihrer Menschlichkeit das Potential haben, immer neu zu Gottes Wort zu werden; ja, dass sogar ihre eigenen Worte als Wort der Predigt zu diesem göttlichen Wort werden können und so die Welt verändern.

Eine „Organisation“, die es sich leistet, an der nach außen am intensivsten wahrgenommenen Schaltstelle „Narren“ zu beschäftigen, wäre in vieler Hinsicht eine betriebswirtschaftliche Unmöglichkeit, ist theologisch gesehen aber eine kirchliche Notwendigkeit. Es braucht den Narren in der kirchlichen Organisation, damit diese nicht sich selbst dient, sondern offen bleibt und auf der Grenze lebt. Und es braucht Pfarrerinnen und Pfarrer, die im Mittelpunkt stehen – und doch wissen, dass sie ihre Aufgabe dann erfüllen, wenn sie deswegen im Zentrum stehen, weil sie dieses Zentrum freimachen für die anderen und vor allem: für das, was der ganz Andere immer neu zu sagen hat.³⁴

³⁰ Vgl. aaO., 17f. „Paul’s words have haunted us over the past few years. They have haunted us as we teach preaching in the midst of a world shaped by almost overwhelming powers of domination, violence and death. And the apostle’s words have haunted us whenever we stand up to preach with nothing but a word in the midst of a world shaped by armies and weapons of mass destruction, by global technology and economy, by principalities and powers that overwhelm both by their seductiveness and their threat. Up against all of that, preachers speak for a few minutes from the pulpit [...]“ (18).

³¹ Vgl. aaO., 39.

³² Vgl. auch Charles Campbell, *The Word on the Street: Performing the Scriptures in the Urban Context*, Eugene (Oregon) 2006.

³³ Vgl. hierzu auch Manfred Josuttis, *Der Pfarrer ist anders*, München 1991.

³⁴ Vgl. dazu im Blick auf die Liturgie auch Giorgio Agamben, *Opus Dei. Archäologie des Amtes*, Frankfurt/M. 2013. Agamben beschreibt den Priester als „paradoxales Subjekt“ (50). Der Priester handelt, weiß aber, dass das eigentliche Subjekt seines Handelns ein anderes ist: Gott. Die Liturgie sei das „Paradigma einer menschlichen Aktivität [...], deren Wirksamkeit nicht vom Subjekt abhängt, das sie ins Werk setzt, und die dennoch auf das Subjekt als ‚lebendiges Instrument‘ angewiesen ist, um sich zu verwirklichen und ihre Wirkung zu entfalten“ (54).

Wäre dieser närrische Blick eine Chance? Vielleicht ... Vielleicht müssten Pfarrer:innen dabei neu lernen, dass sie das Evangelium nicht haben und nicht einfach so kommunizieren können. Ja, ich meine die an sich überaus sinnvolle Rede von der „Kommunikation des Evangeliums“ ist in mancher Hinsicht dysfunktional geworden.

Meinte sie einst, in den 1960er Jahren und dann bei dem Kirchenreformer Ernst Lange, dass es nicht um ‚Verkündigung‘ gehe, sondern darum, das Evangelium in verschiedenen kommunikativen Konstellationen neu zu entdecken, zu erfahren, zu finden, so steht sie gegenwärtig in der Gefahr zu einer neuerlichen Austeilungs- und Bevormundungsstrategie zu werden. Kommunikation des Evangeliums klingt dann manchmal so, als haben Pfarrer:innen, als haben wir als Kirche ein „Evangelium“ – und die Frage wäre nur, wie wir dieses möglichst geschickt und medial vielfältig kommunizieren. Aber wir haben das Evangelium ja nicht – es ist uns voraus, immer. Denn es ist der lebendige Christus selbst mit seinem befreienden Wort; es ist Gott, den wir nicht haben, nie haben können. Evangelium gilt es immer neu zu entdecken, zu finden, zu erwarten in unterschiedlichen kommunikativen Settings – mit unterschiedlichen Menschen (innerhalb und außerhalb der Kirche).

Martin Luther sprach von christlicher Existenz und meinte:

„Ein Christ steht nicht im Worden Sein, sondern im Werden, denn Christus spricht zu ihm bittet, suchet, klopfet an, es heißt nicht ihr habts, ihr habts gefunden, ihr seid hereingekommen, sondern bittet, suchet, klopfet an. Darum, wer ein Christ ist, der ist kein Christ, d. h. wer da meint er sei schon ein Christ geworden, der ist nichts. Denn wir ziehen zum Himmel, wir sind aber noch nicht im Himmel. Und gleich wie der niemals in den Himmel kommt, der da meint er sei schon drin, so ist auch wiederum der bereits im Himmel, der nach dem Himmel zieht, denn Gott siehet ihn an als wäre er schon darin. Summa summarum: Wachsen und zunehmen muss man, nicht stehen bleiben und in Sicherheit erschlaffen. [...] Weh dem, der schon ganz erneuert ist, [...] denn bei dem hat die Erneuerung ohne Zweifel noch gar nicht angefangen und er hat noch nie geschmeckt, was es heißt ein Christ zu sein. Denn wer begonnen hat, ein Christ zu sein, der meint nicht er sei schon einer, sondern möchte nur gerne ein Christ werden.“³⁵

5. Leitung als Empowerment und Pfarrersein als Dienst am Priestersein und Priesterwerden der anderen

Die pastoralen Narren sind nur dazu tauglich, dass sie die Priesterinnen und Priester in den Gemeinden zu Narren machen, zu Suchenden und Fragenden, Gelassenen und Erwartenden, Betenden und immer neu Glaubenden. Klaus Raschzok schreibt pointiert und etwas sachlicher: „Vorrangige Aufgabe des geistlichen Amtes [...] ist die Pflege des Allgemeinen Priestertums.“³⁶ Und Hans Ekkehard Purrer spricht vom „Coach für das allgemeine Priestertum“ – auch ein schönes Bild.³⁷ Ich würde sagen: Es geht um *Leitung als Empowerment und Pfarrersein als Dienst am Priestersein und Priesterwerden der anderen*.

³⁵ Martin Luther on Mt 13:45f., quoted according to Erwin Mühlhaupt (Hg.), D. Martin Luthers Evangelienauslegungen, Bd. 2: Das Matthäusevangelium (Matthäus 3–25), Göttingen 41973, 488.

³⁶ Klaus Raschzok, „Gut, gerne und wohlbehalten“ im Schlüsselberuf der Volkskirche arbeiten. Anmerkungen zum Versuch, der Komplexität des Pfarrberufs plakativ gerecht zu werden, in: Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern (Hg.), Rothenburger Impulse. Wissenschaftliche Konsultation im Rahmen des Prozesses „Berufsbild: Pfarrer:in, Pfarrer:in“ in Wildbad Rothenburg vom 30.6. bis 1.7.2015, 28–37, 34.

³⁷ Vgl. Hans Ekkehard Purrer, Coach für das allgemeine Priestertum. Hirten sind keine Funktionäre und Gemeindeglieder keine Schafsköpfe, in: Korrespondenzblatt 131 (2016), Nr. 3, 33–35.

„Vielleicht kommt eine Sache auch dadurch wieder zustande, dass man sie voraussetzt“, meinte Schleiermacher einmal im Blick auf die Mündigkeit der evangelischen Gemeinde. Und vielleicht war dieser unscheinbare Satz in einem Vorwort seiner ersten Predigtsammlung 1801 einer der besten Sätze, den Schleiermacher je gesagt hat. Die Menschen, die mit uns in der Gemeinde leben, die Distanzierten und die Halb-Distanzierten und die ganz Engagierten, die mehr oder weniger Frommen, die mehr oder weniger Gebildeten, die Armen und die Reichen – sie sind Priesterinnen und Priester. Wenn Pfarrer:innen sie so sehen und behandeln, kann genau dies sichtbar werden. Dass ein solches Empowerment nur möglich wird, wenn Pfarrer:innen dies auch selbst vorleben, dürfte nach dem eingangs Gesagten klar sein.

Und damit dreht sich das Karussell – und wir sind wieder da, wo dieser Vortrag seinen Ausgang nahm. Wir sind wieder bei der Zentralstellung der Pfarrerinnen und Pfarrer – und bei der Frage, wie sie diese so nutzen können, dass sie dem Entscheidenden nicht im Weg stehen. Und dieses Entscheidende ist: dass es im Glauben zwei starke aktive Subjekte gibt: Gott und die Priesterinnen und Priester.